



# Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina  
und in Mittelbrasilien.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoral Konferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

15. Jahrgang.

Blumenau, im Februar 1922.

Nr. 2.

## Das Licht.

Ev. Johannis 8, 12. Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.

Das ewige Licht geht da herein, gibt der Welt einen neuen Schein. Es leuchtet wohl mitten in der Nacht und uns des Lichtes Kinder macht. So tönt's von der Weihnachtszeit her noch leise klingend in unsern Herzen fort. Ich bin das Licht der Welt, sagt Jesus selber, und wir wissen es, daß er der ist, der alle Finsternis hell macht. Die Finsternis, die über unserm Geschick lagert. Die Finsternis, die in unserm Herzen ist.

Hast du einmal Zeiten durchgemacht, da hast du dich im Wettlauf nicht mehr ausgekannt? Hast du deine Hoffnungen tragen, deine Bemühungen, waren und sind, die Menschen wandten sich von dir ab, und in dir leise auf: es ist ja alles verkehrt? Da bist du eines Abends vor dein Haus getreten, und über dir der Stern der Hoffnung im Himmel in voller Pracht. Ein Gefühl der Hoffnung, und in deinem Gedächtnis wurde das Wort von den Lilien, die ein Engel den Vögeln, die eine höhere Macht trug, legte sich in deine, und die Liebe zu Gott zum Bild der Liebe Gottes seinen Willen. Ihr, die ihr arg seid, könnet euren Herzen, wieviel mehr wird euer Vater den, die ihn bitten. Und die

Als der Erzwater Jakob ihm ein Mann entgegen und rüde anbrach. Jakob nannte biblischen Bericht, ich habe meine Seele ist genesen, fassen wollen, was Jesus besser geschehen als von Angesicht gesehe.

(So nimmt Jesus Hand, führt sie zur ewigen Kraft, und spricht: da ist euer Gott.

Und das Leid erklärt er ihnen. In Jüngern sagt er, daß Gott mit dem Leid seine erzieherischen Absichten habe. Gott will, daß die Menschheit ein großer Bruderbund werde, und daß in diesem Bunde ein jeder gut sei. Mit Glück würde er dieses Ziel nicht erreichen. Das Glück trennt die Menschen, denn die Menschen beneiden einander darum. Da schickt er das Leid. Keiner wird ausgeschlossen. Und im erwachten Mitleid des einen mit dem andern findet er die Kraft, die die Menschen verbindet, und sie veranlaßt, sich einer des andern anzunehmen und einer den andern zu verstehen.

Und sind nicht auch für jeden die Stunden der Selbstbesinnung heilsam, die das Leid in seinem Gefolge mit sich bringt? Ist nicht zu Zeiten notwendig, daß sich unsere Ver-

irrungen und Fehler in Schmerzen und Nöten fühlbar machen, weil wir ja nicht eher hören, als bis wir fühlen?

Und wie Jesus in die Dunkelheiten des Geschickes hineinleuchtet, so leuchtet er auch in die Dunkelheiten unseres Herzens hinein. Er zeigt, wie böse Gewalten darinnen hausen. Er ruft uns auf, daß wir alle Kräfte des Guten sammeln und zum Kampf gegen das Niedere führen. Er tut's nicht mit Schelten und Vorwürfen. Er lockt. Er glaubt an die Menschen und traut ihnen Gutes zu. Als wären alle gut, so tritt er ihnen gegenüber. Als verdienten es alle, so wirbt er um ihre Seele. Und sie verdienen es ihm auch, denn es sind ja Menschen. So reißt er sie von dem Abgrund zurück, an dem sie entlang taumeln, und entzündet in ihnen die Liebe zu allem Höheren, Heiligen. Die Liebe zu Gott, und als das Höchste in dieser Liebe: die Liebe der Menschen zu einander.

Er ist das Licht der Welt. Wer sich diesem Jesus angelobt, der wird nicht mehr in der Finsternis wandeln, der wird das Licht des Lebens haben.

R.

## Gibt es einen Gott?

II.

Was im vorigen Aufsatze ausgeführt wurde, ist nur eine Folge von Einleitung; es führt auch gewissermaßen nur in den Vorhof des Heiligtums. Es ist nur der Beweis, daß dem menschlichen Denken eine überragende Endursache, ein bewußter und vernünftiger Wille als Schöpfer für die Welt unermesslich notwendig ist.

Das ist aber noch nicht unser „lieber Gott“, sondern ist nur eine Ableitung aus unserem Denken.

Um das näher zu erläutern, wollen wir noch einmal zum Ausgangspunkte zurück.

Da stand „ich bin da“, daraus wurde geschlossen, daß unser Dasein eine Ursache haben muß, leßthin einen Schöpfer. Und dieser Schöpfer muß uns nicht nur gleichwertig, sondern überlegen sein.

Wir besitzen Wissen, also kann er nicht unwissend sein. Wir haben Kraft und Tätigkeitsdrang, also kann er nicht untätig sein.

Wir haben über dem Bielerlei, aus dem wir zusammengesetzt sind, ein Bewußtsein dessen, daß wir eine Person sind, Einheitsbewußtsein und Selbstbewußtsein. Also kann der, welcher uns das gab, nicht unbewußt sein.

So urteilt unser Verstand.

Man hat das mißdeutet. Feuerbach und Nietzsche, zwei deutsche Philosophen, haben beide gesagt: also ist Gott eine Projektion unserer selbst, unser Gedankenabbild, das wir aus Furcht und Idealismus formen. Das ist nicht richtig. Erstlich kommen wir, wie neulich ausgeführt wurde, um diese Gedankengänge nicht herum. Sie entsprechen unserem Denken, sind Denknöten. Zum zweiten fühlen wir ja nicht die Gottheit als unser Abbild, sondern uns



als verkleinertes Abbild der Gottheit. Aber es gibt etwas in jenem Einwand, was berechtigt ist.

Wenn ich von einem Kleide sage: „es ist nicht schwarz, nicht weiß, nicht grün, nicht rot, nicht blau“, so ist das noch keine Beschreibung. Es kann dann immer noch gelb, braun, grau, veilchenfarbig oder sonst irgendwie gefärbt sein. Und wenn ich einem kleinen Kinde erzähle: „ich habe dir ein Tier mitgebracht, es ist aber kein Hund und keine Katze“, so kann das Kind auf tausend Tiere, vom Kanarienvogel bis zum Kaninchen oder gezähmten Jacu-Pemba raten. Eine Verneinung ist nie eine Beschreibung. Ich muß dem Kinde schon sagen: „es hat lange Ohren, ist gefleckt, wadelt mit der Nase und kann Männchen machen“, damit es auf ein Kaninchen rat. Das gilt auch vom Denken, zumal vom Denken über die Gottheit.

Wenn wir sagen: „Gott ist uns in allem überlegen, da er uns schuf“, so ist das eine bloße Verneinung, keine Beschreibung. Er ist „allwissend“ heißt eigentlich nur: er ist nicht unwissend wie wir. Er ist „allmächtig“ heißt: er ist nicht schwach wie wir. Er ist „ewig“ heißt: er ist nicht sterblich wie wir. Das sind nur Verneinungen. Das so entstehende Bild Gottes ist tatsächlich nur ein aus lauter „nicht wie wir“ vom Menschenbilde abgeleitetes, und das befriedigt weder unser Denken noch unsere Sehnsucht.

Nun gibt es aber, auch vom „ich“ ausgehend noch eine Ableitung, bei der Gott nicht unsere „negative Projektion“ ist. „Ich bin da“, aber ich bin auch „verantwortlich“.

Jeder Mensch trägt in sich, was Kant das „moralische Gesetz“ nannte, nämlich unser Pflichtgefühl und Gewissen. Mein Leben ist nicht nur auf meinen Vorteil eingestellt. Ich kann schwer reich, sehr mächtig, kerngesund — und doch tief unglücklich sein, wenn nämlich mein Gewissen mir keine Ruhe läßt. Ich kann blutarm, leidend, von allen Menschen verachtet sein — und doch froh und glücklich, wenn ich mir selbst nämlich nicht vorzuwerfen habe! Diese Tatsache, daß zu meinem Wohlergehen nicht in erster Linie das gehört, was man landläufig Glück nennt, sondern ein gutes Gewissen, — diese Tatsache führt zu der Erkenntnis, die Kant gefunden hat: es muß ein sittlicher und gerechter Gesetzgeber über uns sein. Der Wacker der Stimme, die in meinem Inneren spricht, muß die Gerechtigkeit als Eigenschaft haben. Dann wird aus dem farblosen und unbestimmten Begriff „Gottheit“ oder „bewußte Urkraft“, oder wie wir es sonst nennen mögen eine Person! Aus der bewußten und vernünftigen Kraft, die uns schuf, wird ein Herrscher!

In Macht und Wissen allein ist Gott Geist. Tritt zu Macht und Wissen die sittliche Eigenschaft der Gerechtigkeit, so wird Er zum verantwortlichen und Verantwortung fordernden Weltenherrscher. Es ist im großen daselbe, was wir im Alltag unseres kleinen Lebens sehen, wenn uns ein sehr scheiter Mensch begegnet. Daß er klug ist, mag ja sehr gut und schön sein, aber ein Vertrauen zu ihm fassen, ihm Bedeutung und Einfluß auf unser eigenes Leben einräumen können wir doch erst, wenn wir wissen, wie er sein Amt führt, ob er Willen hat und vorwärts kommt. So ist es auch mit Gott. Der „Gedanke Gott“ ist fremd, so notwendig wir ihn denken müssen. Erst wenn wir in unserem eigenen Gewissen empfinden, daß er auf uns einwirkt und daß wir ihm verantwortlich sind, bekommt er Leben!

Darum wächst unsere Gotteserkenntnis, wenn wir unserem Gewissen gehorchen, und darum wird unser Bild von Gott uns so blasser und schattenhafter, je mehr wir unser Gewissen betäuben und einschläfern. Es ist das auch ein Beitrag zu jener Erkenntnis, die jeder aufrichtige Gottsucher in sich selber findet: wir sündigen nicht, weil wir aufgehört haben, an Gott zu glauben, sondern wir hören auf an Gott zu glauben, weil wir gesündigt haben, und uns darum der Gedanke an Gott schier unerträglich geworden ist. Nicht in allen, aber in sehr vielen Fällen ist der Unglaube genau die gleiche Handlung, wie wenn der Sage nach der Vogel Strauß seinen Kopf in den Sand steckt, um den Jäger nicht zu sehen, vor dem er sich fürchtet. Dem mahnenden und quälenden Gewissen gegenüber ist es eine Art tröstlicher Selbstbetäubung, wenn jemand sagt: es gibt ja keinen Gott und kein Gericht!

### III.

Das alles sind Denkergebnisse, die von der eigenen Person ausgehen. Wie schon oben ausgeführt wurde, hat man diesen Ergebnissen als einzigen stichhaltigen Einwand entgegengehalten, daß sie Gott als Abbild des Menschentums, als

Projektion unser selbst hinstellten. Dieser Einwand hält allerdings bei dem sogenannten „moralischen Gottesbeweise“, der von unserem Gewissen ausgeht, schon nicht mehr stand. Denn unser Gewissen führt zur Gottfremdheit, wenn es erst anlagern muß, und das muß es doch nur gar zu oft! Nur ein gutes Gewissen ist Wegweiser zu Gott, während das anlagende Gewissen Gottes Dasein nur negativ, im Bekämpfen kundgibt, etwas wie ein politischer Gegner die widerwillige Achtung für den von ihm bekämpften damit beweist, daß er ihn immer von neuem angreift. Bedeutungslos oder nicht vorhandene Gegner bekämpft nur ein Narr. In den Versuchen so vieler, Gottes Dasein zu leugnen und andere vom Glauben an Gott fernzuhalten, liegt ein widerwilliger Gottesbeweis. Freilich liegt darin keine reine Erkenntnis.

Nun tritt aber neben die Denkergebnisse, die vom „Ich“ ausgehen, noch eine Reihe von Tatsachen aus der Geschichte, die auf das gleiche Ergebnis hinführen.

Das Vorhandensein von etwas unsichtbarem ergibt sich aus seiner Wirkung. Daß hinter einem Vorhang etwas steht, sei es eine Fledermaus, sei es ein lauschender Mensch, kommt mir zur Erkenntnis, wenn ich den Vorhang sich bewegen sehe, obgleich kein Windhauch durchs Zimmer geht. Daß eines Schülers Verstand besser gebildet und erzogen ist als der seines Nebenmannes, sehe ich, wenn ich ihre Aufsätze vergleiche. Daß Gott da ist und nicht eine Einbildung, sehe ich, wenn ich die Taten vergleiche, die von gottbegeisterten oder gottfremden Menschen und Völkern ausgingen.

Hier kann natürlich nicht die ganze Weltgeschichte auf ihre Zusammenhänge zwischen den Ergebnissen und der religiösen Stimmung ihrer Erklärer untersucht werden. Aber erinnert sei an den Zusammenhang zwischen dem Wort des eigentlich nicht mehr als Christ zu bezeichnenden, aber stark gottsucherisch veranlagten Dichters Friedrich Schiller: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ und der Tatsache, daß es die religiös begeisterten Völker gewesen sind, die die Umwälzungen der Weltgeschichte vollbrachten. Daß der Ansturm der Germanen auf das zerbröckelnde Römerreich letzten Endes mißlang und mit dem Untergange der besten deutschen Stämme endigte, wird von den Forschern der Geschichte auf den Mangel eines einheitlichen Glaubens geschoben, ging doch Wodansglaube, Arianismus und katholisches Christentum bei ihnen durcheinander. Die Araberherrschaft aber von Persien bis nach Spanien, wenige Jahrhunderte später entstanden, gründete sich auf den eifrigen Glaubenseifer der Moslemen. Und ein so kühler Religiösität innerlich abgewandter Mann wie Friedrich der Große hat die Leistungen seines Volkes in den dreißigjährigen Kriege, als die halbe Welt 2 Millionen Einwohner in Waffen sah, sich bewußt waren, für ihren Kampf! Sie hatten ja auch ein Papst damals den Kampf gegen

Und wer weiß, ob nicht jene recht der Weltkrieg 1914–1918 mit hätte, wenn nicht seit 1871 die Reichsregierung in Deutschland, was Christentum und reli-

gion der religiösen Massen-  
sugge-  
Man-  
liche  
ist n-  
hen Lei-  
blädsleis-  
spannung folgt, w-  
Laten Dauerleistunge-  
die großen Männer d-  
Veranlagung als best-  
ansehen müssen! Sind wir krankhaft veranlagt?

Einen, vielleicht den größten, nämlich Luther, will ich hier weglassen, weil bei ihm sicherlich manches in Erscheinung getreten ist, für das nüchternen Forschung das Verständnis fehlt. Aber ein anderer sei genannt: Bismarck! Man mag ihn bewerten wie man will, aber eine krankhafte Gestalt ist er sicher nicht, vielmehr kerngesund, übergesund gewesen. Und Bismarck hat mehrfach betont, daß er die Kraft zu seiner großen Arbeitsleistung aus seinem Glauben nahm! „Nehmen Sie mir den Zusammenhang mit Gott, und ich bin ein Mensch, der morgen einpakt und nach Barzin ausreißt“. — So hat der Schöpfer des Deutschen Reiches gesagt! —



Hier ist nicht Raum, diese Gedanken weiter mit Beweisen zu belegen. Festgestellt sei nur eins. Es haben sich die steigenden, lebenskräftigen Völker immer als Träger religiöser Erkenntnis gefühlt, und die Macht religiösen Bewußtseins auf die Leistung des Menschen ist gar nicht abzuleugnen. Sie trägt auch nichts Krankhaftes in sich, im Gegenteil ist sie gerade starken, nicht angefressenen Menschen eigen. Wir stellen fest, daß in der Weltgeschichte nicht zahlenmäßige Macht der entscheidende Faktor ist, sondern Sittlichkeit und religiöse Kraft.

Da kann nun freilich ein Einwand erhoben werden! Ist Deutschlands Schicksal nicht ein Gegenbeweis? Die es geknechtet haben, Engländer, Amerikaner, Italiener oder gar Polen und Franzosen stehen doch nicht sittlich höher! O nein! Aber ich glaube, daß die Weltgeschichte nicht mit dem 8. November 1918 aufhört, und ich glaube, daß die in schlotternder Angst lebenden „Sieger“ das Weltgericht erfahren werden. Und ich glaube, daß ich Deutschlands Aufstieg erlebe, so bald es erst innerlich geläutert ist. Und wenn nicht ich, so erleben es meine Kinder. Aber Deutschland kommt wieder hoch.

(Fortsetzung folgt.)

## Die gegenwärtige Lage der evangelischen Kirche in Elsaß-Lothringen.

Von einem Vertriebenen.

Februar 1919 erschien in den 3 kirchlichen Blättern des Landes eine Erklärung: „Zur Lage“ mit dem Schluß: „Was vorgeht bedeutet eine Katastrophe für unsere Kirche“. Ein erschreckend hartes Urteil über die Gegenwart und eine erschreckend düstere Prognose für die Zukunft aber leider Wahrheit. Von außen und von innen treibt die elsass-lothringische evangelische Kirche dem Ruine zu. Von außen: Von den 1 800 000 (1910) waren 369 000 Protestanten; da unter den 400 000 Altdeutschen (1910) die Mehrzahl Protestanten waren, dürfen wir ihre Zahl unter den 150 000 seit 1918 abgewanderten auf rund 100 000 schätzen d. h. mehr als 1/4 ihres Bestandes hat in 3 Jahren die evangelische Kirche verloren. Ein gewaltiger Abbruch, doppelt schwächend, wenn er so überraschend kommt, und die Blutleere einzelne Teile des Organismus besonders trifft. So hat die größte Schwächung Lothringen erfahren: mit heißem Weinen wir's: „Unser lothringischer Diaspora stirbt“. Einheimisch ist sie gewachsen, als vor etwa 30 Jahren Lothringen eine starke Entwicklung des Eisenerzbaus erlebte. In diesem Eiltempo, daß 1906 17 mals soviel Erz abgebaut wurde als 1870. Um welch' riesige Bodenschätze! Dafür ein paar Vergleichszahlen: Lothringen hat 10 Millionen Tonnen abbaufähiges Erz gegeben, Schweden mit 1100, Nordamerika mit 1000. Tausende von Arbeitern und Beamten aus den protestantischen Erzgebieten. In Lothringen 2000 Protestanten, in Schweden 400, in Nordamerika 15 000. Die 4 Pfarreien mit je einer Kirche, 26 Pfarreien und 26 Kirchen (20 Pfarreien) das alles stürzt nun ebenso in den Abgrund. Durch Ausweisung der Protestanten zusammen (Stahlberg 1910) von 1500 auf 120). Wo die evangelische Kirche (ein Reich evangelisch ist (ein Jahr hinaus durch die Sprache (64 als Muttersprache) von der deutschen getrennt. Die Rumpfgemeinden sind auch nicht lebensfähig: aus eigener Kraft können sie nicht leben, und von außen ist keine Hilfe zu erwarten“ (Zirkular vom 19. Januar 1919) m. a. W. Pfarrer und Laien wagen es nicht mehr Deutschlands Hilfe (bisher jährlich etwa 80 000 Mark) auch nur zu erbitten aus Angst zu den hohen oder hochschätzenden gerechnet zu werden. So stirbt die lothringische Diaspora eines sicheren Erschöpfungstodes. Das bezeugt ein so scharfsichtiger Beobachter, wie die Merikale Lothringische Volkszeitung, die jubelt: Die protestantische Gefahr für Lothringen ist abgewendet. Wenn Rom einmal öffentlich über einen kranken Gegner zu triumphieren beginnt, dann ist dieser sterbenskrank! — Günstiger liegen die Verhältnisse im Elsaß, wo durch die größere Bodenständigkeit der Bevölkerung die Abwanderung nicht so katastrophal wirkt, aber hier naht die Katastrophe von der anderen Seite, nicht von

der Herde, sondern von den Hirten. Von den 260 Pfarrern des Landes sind 82 (darunter 30 Einheimische) über den Rhein gegangen, d. h. fast 1/3. Nach einem Bericht der Straßburger Pastoral Konferenz sind etwa 70 Gemeinden (mit den Filialen also etwa 150) ohne Pfarrer. Ersatz aus Frankreich ist ausgeschlossen, denn einmal dürfte die dortige evangelische Kirche mit ihren 500 000 Seelen in etwa 900 Gemeinden überschüssige Kräfte kaum besitzen und dann hindert die Sprache (90 % der Unterelssässer reden nur Deutsch) einen solchen Zuzug. Der Nachwuchs aus dem eigenen Lande (zurzeit 20 Studenten auf 12 Dozenten) dürfte bei den französischen Vorlesungen auf der Universität in nächster Zeit eher ab- als zunehmen. So wird die kirchliche Versorgung bald die Formen des 17. und 18. Jahrhunderts annehmen mit den vielen „Reitpfarreien“ Welch' eine Einbuße an kirchlicher Sitte, an religiösen und sittlichen Erziehungskräften, wenn eine Gemeinde, die jahrhundertlang Pfarrsitz war, Diaspora wird. Und das Schlimmste! Statt die Katastrophe ab- oder doch aufzuhalten hat die eigene Kirchenbehörde sie mitverursacht. In einem Zirkular vom 19. Januar 1919 fordert sie diejenigen Pfarrer, die in den Ereignissen der letzten Wochen nicht das „Wert einer gütigen und gerechten Vorsehung“ sehen könnten, auf, das Land zu verlassen, da die Kirchenbehörde wegen deutschfreundlicher Gesinnung bezeugte Pfarrer „zu schützen weder die Macht noch den Willen habe“. So von der eigenen Behörde jedem elenden Denunzianten schutzlos preisgegeben, hat mancher seine Heimat verlassen, der sonst in ehrlicher Loyalität in das Unabänderliche sich zu schiden versucht hätte. —

Was aber noch Kraft hätte zu stehen, daran rüttelt derjenige, der heute schon laut über den Sterbensfranken jubelt: der Katholizismus. Mit hellem Jubel hat die gesamte katholische Geistlichkeit des zu 4/5 katholischen Landes den Einzug der Franzosen begrüßt. Man erhoffte von dem politischen Umschwung ein Doppeltes: Zahlenmäßige Schwächung vor allem aber Vertreibung der Protestanten aus den leitenden Stellen, die sie trotz ihrer Minorität durch ihre kulturelle Überlegenheit meist innehatten. Nebenher ging ein Plan auf: Ganze: auf einen royalistisch-merikalen Sieg mit Hilfe der jesuitischen Generalität (Foch, Pétain, Castelnau u. a.) und die Wiedereinführung des Konkordates mit dem Hebel Elsaß-Lothringen, wo es heute noch besteht. Dieser große Plan ist gescheitert, die rein lokalen gelungen: Die Katholiken sind die Herren im Lande, was irgend ihren Interessen nicht paßt, wird als „Kulturkampf“ gebrandmarkt und mit dem ganzen schon im Begriff liegenden Fanatismus bekämpft. Da der Plan eines royalistisch-merikalen Sieges mißlungen, geht heute der Kampf gegen die derzeitige Regierung. Der Protestant darf in beschaulicher Ruhe vegetieren, ja wo man ihn nicht sieht, um die „Stimmung des gesamten Volkes einmütig“ Unterschied der Konfession und Partei“ ins Feld zu führen. Schleppenträger sein; wie sehr man ihn aber als quantitativer Faktor betrachten, zeigt die Eingabe einer katholischen Gemeinde an den Oberschulrat: Die glaubenslose Lehrerin sofort aus der Gemeinde zu entfernen, wolle man sie nicht absehen, könne man sie in eine protestantische Gemeinde versetzen, wo ihr Freidenkertum weniger auffalle. Weiter: Der Direktor des ev. Lehrerseminars in Straßburg ist katholisch, von 5 neuernannten Lehrerinnen des ev. Lehrerinnenseminars sind 4 katholisch. Auch von hier aus gesehen, hat die evangelische Kirche alles verloren. Der Katholizismus hat die Macht: wie sein „Kulturkampf“ mit Frankreich endigt, ist nebensächlich: als Sieger wie als Besiegter (in der Opposition vielleicht noch unverhüllter) wird er seine Macht gebrauchen und Machtgebrauch der katholischen Kirche geht immer automatisch gegen eventuelle Interessen. Wie ein Fanal wirkt die Weihe der einstigen evangelischen Garnisonkirche zu Dieuze zu einer Wallfahrtskirche der Jeanne d'Arc! Der Festbericht der „Lothringischen Volkszeitung“ schließt höhnisch: „Es ist nicht die einzige Kirche Lothringens, die uns gefällt“. „Was vorgeht, bedeutet eine Katastrophe“. Ein hartes, aber leider wahres Urteil. Schon einmal bei der ersten Besetzung des Landes durch die Franzosen im 17. Jahrhundert, hat der Protestantismus die Kosten getragen, er trägt sie wieder im 20. Jahrhundert auch ohne Dragonnaden.



## Von den Anfängen deutscher evangelischer Gemeinde in Rio de Janeiro.

Von Dr. Altdinger, Hammonia.

Die Gesellschaft Germania in Rio hat schon vor Jahren Herrn Dr. Hinden beauftragt, zur Feier ihres hundertjährigen Bestehens — gegründet am 7. August 1821 — eine Festschrift über ihre hundertjährige Geschichte herauszugeben. Nur als solche wäre die Schrift etwas trocken und langweilig geworden; darum hat der Verfasser weiter ausgeholt und bietet nun eine lebensvolle, anschauliche Geschichte nicht bloß der Germania, sondern überhaupt der Deutschen und des deutschen Handels in Rio in einem vornehm ausgestatteten, mit wertvollen Bildern geschmückten Buche. Für die Leser des Christenboten wollen wir daraus nicht die Zahlen von Einfuhr und Ausfuhr, von ankommenden und abgehenden Schiffen, die Höhe des Kurses, der Preise von Kaffee und Zucker bringen, sondern einiges aus den Anfängen der deutschen evangelischen Gemeinde. Wie gesagt, hat sich die Germania 1821 gebildet. Wenige Jahre darauf, 1826, taten sich mehrere Germania-Mitglieder unter der Führung des Kaufmanns Wilhelm von Theremin, des nachmaligen preussischen Generalkonsuls, zusammen, in der Absicht, die deutschen Protestanten in Rio zu einer deutschen evangelischen Gemeinde zusammenzuschließen. Ueber die Deutschen, ihre Anzahl und Stellung in Rio wollen wir hier jetzt nicht uns weiter auslassen, sondern nur feststellen, wie früh doch der Trieb zu einer eigenen, deutschen Gemeinde rege wurde. Als Protestanten konnten die Deutschen bei den Engländern in Rio zu Gaste gehen, die sich 1810 das Recht auf ihr Bekenntnis und dessen Ausübung gesichert hatten. Der Aufruf, den Herrn von Theremin erließ, ist wert, allgemein bekannt und geschätzt zu werden. Dieser Mann hat sich auch weiterhin so hilfsbereit für alle Werke des Glaubens und der Liebe bewiesen, daß sein Name in ehrenvollster Weise mit der Geschichte des Deutschtums in Brasilien, insbesondere in Rio verknüpft ist. Die Einleitung zu dem Aufruf könnte noch heute ähnlichen Unternehmen in gleicher Weise dienen, immerhin in sprachlich besserer Form: „Der Wunsch, dem Herrn unsern Dank für alles Gute, das er uns gibt, und im gemeinschaftlichen Gebete Trost und Kraft gegen das Unglück zu finden, wie auch durch sein heiliges Wort in unserem Wandel gestärkt zu werden, hat unter den Mitgliedern der Evangelisch-protestantischen Gotteslehre, längst den Vorsatz reifen lassen, sei durch einmal gegebene, sei durch jährlich einzuschließende Gelder eine Stiftung dahinzuwenden zu bilden.“

Um schneller zum Zweck zu kommen, ist man entschlossen, beide Mundarten, deutsche und französische, in einer Gemeinde zu vereinigen, die auch so lange vereint bleiben, bis auf gemeinsames beiderseitiges Verlangen eines jeden Mitglieds Gemeinde, dereinst eine Scheidung vorgenommen werden könnte, vor welcher jedoch zu erweisen, daß jeder Teil Mittel ge- besitzt, um allein bestehen zu können.

Die erste Bestimmung solcher Gelder, wenn hinreichend, würde die Besoldung eines Predigers, der sowohl Meister der deutschen wie der französischen Sprache wäre, um abwechselnd in der Einen oder Andern vorzutragen, sein. Die zweite Bestimmung würde die Miete eines Gemaches betreffen, bis der Herr, die aufkeimende Gemeinde segnend, zu welchem Endzwecke man in Europa zu Beiträgen aufmuntern gedenkt, ihr erlaubt, als dritte Bestimmung den Bau einer Kirche zu vollenden.

Die Einrichtung einer Schule, der einstweilen der Herr Pfarrer, wenn er es wünscht, durch eine eigene Anstalt abhelfen könnte und die Anlage eines Krankenhauses fällt späterhin in dem gefaßten Vorsatz der Mitglieder der Evangelisch-protestantischen Gotteslehre zur Ausführung. Der Herr wolle dies Unternehmen segnen!“

In dem Rundschreiben folgen die Unterschriften von 26 Geldgebern, sämtlich Mitglieder der Germania. —

Es dauerte freilich noch 10 Jahre, bis man die erste deutsche evangelische Predigt in Rio hören konnte. Aus der bewegten Geschichte der Gemeinde in Rio das nächste Mal noch einiges. Es wird den Lesern auffallen, daß der Pfarrer auch französisch predigen sollte. Das war, um auch den zahlreichen französischen Schweizern dienen zu können.

Bemerkenswert und zum Nachdenken oder Widerspruch reizend ist, was Dr. Hinden in diesem Zusammenhange weiter sagt. Die Kosten konnten nur von bemittelten Deutschen getragen werden, im wesentlichen den Kaufleuten, „obwohl gerade dieser Stand der Verfolgung rein religiöser Bestrebun-

gen eigentlich wenig zuneigte.“ Das war damals, im Grunde genommen, noch viel mehr als heute, erklärlich.

Der religiös Veranlagte verließ seine Heimat nicht so leicht, um draußen in der Welt ein Vermögen zu erwerben, was aber selbstverständlicher Zweck derer war, die ihren Beruf, anstatt im Vaterlande, in dem unbekannten Rio de Janeiro ausübten. Metaphysiker (Denker, Grübler über die höchsten und letzten Fragen des Daseins) waren da nicht am Platze, sondern kräftig materiell denkende Männer. Das Vermögen verkörperte für die meisten — nicht mit Unrecht — den Inbegriff des zuerst Erstrebenswerten, da es die Ideale persönlicher Freiheit, materieller Vorteile und also höheren Lebensgenuß versprach. Hinzu kam, daß unser heute in Rio gewohntes Familienleben, mit deutschen Frauen, damals nicht bestand. Infolgedessen verglich sich der Idealkreis unserer Landsleute der zwanziger Jahre nicht im entferntesten mit dem einer bodenständigen, aus allen Berufen zusammengesetzten Gemeinde in der Heimat. Was ihnen in Rio von christlichem Glauben blieb, beruhte in der Erinnerung an die Kindheit, an das Elternhaus und in einem von den Eltern ererbten, dunkel empfundenen religiösen Bedürfnis. Es genügte, wie man sieht, um mit Hilfe von Theremin die Gemeinde zu gründen und im Laufe der Jahre über Wasser zu halten, aber nicht, um ein tieferes, persönliches Interesse daran zu erwecken.“

Schreibt hier Herr Dr. Hinden dem Kaufmannstand mit Recht eine vorwiegend materialistisch gerichtete Denkart zu? Warum haben die gewiß „kräftig materiell“ denkenden englischen Kaufleute immer so schnell Gemeinde, Kirche, Pfarrer und Friedhof? Warum sind an den Zeichnungen von jährlichen Beiträgen für die evangelische Gemeinde in Rio „merkwürdiger Weise viele Nicht-Deutsche aus Dänemark, Belgien, Frankreich und der Schweiz“ — bis auf drei auch Germania-Mitglieder beteiligt? Also, auch Kaufleute desselben Lebenskreises. Oder gilt, was Dr. Hinden sagt, eben nur vorwiegend für die deutschen Kaufleute? Ferner, haben die ländlichen Ansiedler, die Kolonisten, den Lebenskampf nicht gerade so schwer, ja noch schwerer durchmachen müssen, als die großstädtischen Kaufleute? Galt es für sie nicht auch, möglichst bald, nach ihren Begriffen, ein Vermögen zu machen? Und wie rasch sind in den damaligen ersten Kolonien Schulen, Betställe und Kirchen gebaut worden! (Vergl. Dr. Rotermund: Zur Geschichte der deutschen evangelischen Kirche in Rio Grande do Sul in den ersten Nummern der deutschen evangelischen Blätter für Brasilien.)

## Aus den Erinnerungen eines alten Pfarrers.

von Wilh. Lange.

(Fortsetzung.)

In Wolhynien.

„Ich wurde ich nach Wolhynien in West- in der zahlreichen dort wohnenden deutschen Kolonien. Diese waren zwar in evangelisch geschlossen, aber die vielen, denen ich über drei- höchstens viermal im Jahr auf ihre Rechnung. Amsonntags in den Schulhäusern Vese-Gottesdienste, aber es herrschte unter jenen Deutschen nach Gottes Wort und ein reges Gemeinschaft. Infolgedessen blühte ich zum Teil in recht ungesunden. religiöse Bedürfnis dieser Leute sollte und zugleich dem Sektenswesen entgegenzuwirken. Trohdem stellten sich leider gleich von Anfang an fanatisch lutherisch gesinnten Geistlichen meiner Tätigkeit feindlich gegenüber und auch die Regierung, die in meiner Arbeit eine ihr unerwünschte Stärkung des Deutschtums sah. Nach beiden Richtungen hin hatte ich schwer zu kämpfen.“

Wolhynien. — In der Kriegszeit ist dies Land oft genannt worden. Armes Land! Die vielen blühenden deutschen Kolonien sind fast ausnahmslos vernichtet. Wie sie standen und gingen, mußten die Deutschen Haus und Hof verlassen und wurden ostwärts nach Sibirien getrieben. Zu vielen Tausenden sind sie unterwegs umgekommen. Ihr früherer, mit schwerer Mühe erworbener Besitz ist jetzt in den Händen russischer Bauern. Der größte Teil des Landes gehörte früher polnischen Edelleuten, auf deren weit ausgebreiteten Gütern hier



und da die elenden Dörfer russischer Bauern, Muschiken genannt, zu finden waren. Diese waren Leibeigene, Sklaven, der Edelleute. Nach Aufhebung der Leibeigenschaft verschuldeten die Edelleute, die gewohnt waren, in den großen Städten ein Leben herrlich und in Freuden zu führen, je mehr und mehr. Sie konnten sich auf ihren großen Gütern nicht mehr halten und waren gern bereit, diese an zukommende Deutsche zu verkaufen. Diese Aufkäufer waren oft ganz einfache und mittellose Bauern. Sie leisteten eine geringe Anzahlung, parzellierten die viele Quadratmeilen großen Wälder und verkauften sie an zuwandernde Kolonisten, zum großen Teil Söhnen deutscher Kolonisten aus Polen. Die Arbeit des Kolonisten entsprach fast genau derjenigen in Brasilien, nur daß die Wälder ungleich leichter urbar zu machen waren als hier. Ich bin in Wolhynien 5—6 Tage hinter einander gereist und blieb immer in deutschen Kolonien, nur selten ein verkommenes Russen-Dorf oder -Städtchen passierend. Nach meiner Schätzung lebten zu jener Zeit in Wolhynien gegen 200 000 Deutsche. Das Land ist gut, leicht zu bearbeiten und durchaus eben. Als ich einst auf einer Reise eine kleine Bodenerhebung antraf und meinem Fuhrmanne scherzend sagte: „Was für ein Berg!“, meinte er im vollen Ernst: „O, Herr Pastor, warten Sie nur, bis wir nach Jedoruwke kommen, dort werden Sie Berge sehen, höher als die Telegraphenstangen.“ Oft habe ich in Brasilien an „die Berge, höher als die Telegraphenstangen“, denken müssen.

Ja, das Reisen in Wolhynien! Beförderungsmittel ist im Sommer der Wagen, die Britschka, im Winter der Schlitten. Man sitzt auf Strohbinden gar nicht übel, auf Wagensitzen, wie wir sie hier haben, würde man es bei den unbeschreiblichen Wegen überhaupt nicht aushalten. Bei Schlittenreisen nimmt man Axt und Schaufel mit; erstere um, wenn der Weg nicht mehr passierbar ist, einen Seitenzaun zusammenzuhauen und neben der Straße auf dem Ader weißer zu fahren, letztere um nötigenfalls das Gefährt aus dem Schnee herauszuschaukeln. Auf einer Fahrt erreichte ich mein Ziel nur noch mit den zwei Vorderrädern, zwischen die ich meinen Koffer gebunden hatte, alles andre hatten wir im Schmutz zurücklassen müssen. Erquidung und Nachtquartier findet man in zahlreichen Gasthäusern, die ausnahmslos jüdische Besitzer haben. Wir kommen in eine kleine Stadt. Die Reisebegleiter im ersten Wagen haben sich's im Gasthaus bequem gemacht. Als ich etwas später ankam und sah, wie sie sich bald hier bald da trugten, ahnte mir nichts Gutes, und ich zog vor, in meinem auf offener Straße stehenden Wagen zu übernachten, wo ich, in meinen Pelz gewickelt, auf den Stufen des prächtig beschlief. Zeitig am Morgen wurde ich gerufen, die auf meinen Wagen gefletterten waren 3 Ziegen, die auf meinen Wagen geflettert waren das Stroh schmeden ließen. Meine Begleiter aber hielten ihre Tage zu tun, bis sie sich von den aufgesammelten freit hatten. Ja selbst in den Städte ist man vor beiden Sorten dieser sicher. Wir stiegen in Schitomir, das von 60 000 Einwohnern, im besten Waschküßel erhielten wir ein Glas meine schon erfahreneren Gefährten damit wäscht. Sehr einfach! Wasser, spritzt es in die hohle tige Rakenwäsche vor. Davon, Stadt von 85 000 Einwohner ren, erlebte, will ich lieber ich

Meine Tätigkeit in Wolhynien schön. Von meinem Wohnsitz in Schadura, besuchte ich die Deutschen in Wolhynien. Wie herrlich ist es, Gottes Worte zu verkünden! Zu den Festtagen war eine wahre Völkerwanderung. Zu den Festtagen weit kamen sie zu Wagen. Da wollte dann oft der Platz in unserem Versammlungsraum nicht reichen, und wir zogen in den dicht dahinter befindlichen Birkenwald und feierten dort reich gesegnete Stunden.

Auch eine Schule hatte ich eröffnet, die ich aber auf Verlangen der Regierung bald wieder schließen mußte, oder vielmehr wir verlegten dieselbe in ein abgelegenes Haus, wo ein junger Mann nach meiner Anweisung die Kinder unterrichtete, ich selbst gab den russischen Unterricht. Die Regierung war mir nicht günstig gesinnt. Mehrere Verhöre hatte ich zu bestehen; dreimal wurde mir verboten, noch fernerhin Gottesdienste zu halten. Ich erklärte jedesmal frei heraus, daß ich diesen Verbote nicht folgen würde, und noch heute ist

mir's unbegreiflich, daß mein Weg damals nicht nach Sibirien geführt hat. Einst saß ich bei der Arbeit in meinem Zimmer, da höre ich einen Wagen mit Klingeln. (In Rußland dürfen oder durften damals nur die Post und die Beamten Klingeln fahren, und jeder war verpflichtet, einem solchen Wagen sofort Platz zu machen.) Er hält vor meinem Hause und es entsteigt ihm der Pristow (Vandrat) mit drei Polizisten. Nun beginnt ein ausführliches Verhör über meine kirchliche und Schultätigkeit und eine Durchsuchung des ganzen Hauses. Große Verwunderung erregen bei dem Herrn Vandrat meine vielen Bücher. Er will wissen, was sie enthalten, wozu ich sie brauche. Die Polizisten müssen sie zählen. Es wird ein Protokoll aufgenommen, in dem auch die verdächtige Büchermenge vermerkt wird, und der Besuch klingelt davon.

Nach einiger Zeit wurde mir durch ein Dekret des Ministeriums in Sankt Petersburg jede fernere Tätigkeit in Schadura untersagt. Dagegen gab's kein Sträuben mehr. Die Bestürzung und Betrübnis unserer Leute war groß, und die Mehrzahl erklärte, unter diesen Verhältnissen lieber die Heimat verlassen und ein Land aufsuchen zu wollen, in dem sie ungehindert ihres Glaubens leben könnten. Zu diesem Entschluß wirkte auch viel mit die stark deutschfeindliche Gesinnung der Regierung, die damals durch allerlei Verordnungen und Schikanen den Deutschen das Leben in Wolhynien verleidete. Im Auftrag und Interesse meiner Gemeindeglieder unternommene Versuche in Posen und Galizien führten zu keinem Ziel, und schließlich entschlossen wir uns, nach Brasilien auszuwandern. Jeder suchte so gut es ging, sein Land und Eigentum zu verkaufen. Die meisten waren gezwungen, ihren Grundbesitz einfach liegen zu lassen, da sich keine Käufer fanden. Schließlich mußte ich, da meiner Abreise Hindernisse in den Weg gelegt wurden, Rußland heimlich verlassen mit Zuhilfenahme eines durch „Trinkgeld“ erkauften Passes. Ähnlich gings manchen anderen. Auf verschiedenen Wegen verließen wir das ungastliche Rußland und fanden uns Mitte April 1886 in Hamburg zusammen, gegen 200 Personen, zur Ausreise nach Brasilien.

(Fortsetzung folgt.)

## Ausichten und Erlebnisse des Kolonisten Hackeberg aus der Bananentiefe.

Neulich hat unser Herr Pastor in der Predigt etwas gesagt, es war ein Fremdwort, und ich habe es nicht behalten, aber er hat es uns dann erklärt. Das hat mir sehr eingeleuchtet. Nämlich, daß immer ein paar ähnliche Sachen nacheinander passieren.\* Wenn irgendwo eingebrochen worden ist und gestohlen, dann kommt es bald wieder vor, weil schlechte Leute auch schwache und dumme Leute es gleich nachmachen. Sie denken, daß es etwas besonderes ist. Deswegen, so unser Herr Pastor, soll man auch nicht Kinder und junge Leute ins Cinema schicken, da lernen sie bloß, was ihnen schädlich ist. Er sagt, daß es überhaupt besser ist, wenn nicht so viel Cinema ist. Aber ich fürchte, da hören die Leute nicht auf ihn.

Aber es stimmt, daß immer ein paar ähnliche Sachen nacheinander sind! Und jetzt ist es in Blumenau schon ganz bunt! Mord und Totschlag und Diebstahl, immer eins schlimmer als das andere! Es ist bloß schön, daß der Doktor den aus der Massaranduba so schön zusammengeflacht hat. Otto Blandt hat ihn gesehen, mit der zugenähten Haut auf der Stirn, und sie sagen ja, daß ihm sogar die Därme erst haben herausgehangen. Aber er war ja schon ganz schön heil, als der Otto ihn gesehen hat, bloß sehr blaß. Die bringen aber doch im Evangelischen Krankenhaus was zuwege, daß sie den wieder gesund haben! Es ist auch gut für den, der ihn gestochen hat, weil er jetzt wohl weniger Strafe kriegt, als wenn der andere gestorben wäre. Aber ich weiß auch gar nicht wozu immer das Messer nehmen! Wenn zwei was miteinander haben, dann sollen sie sich miteinander hauen, daß es man so raucht, oder mit der Hand und nicht mit Waffen! Das gibt dann kein Unheil. Na, und von der Geschichte mit dem Jungen, der den anderen erschossen hat, da will ich gar nicht reden! Da kann man sich nur immer die eigenen Kinder ansehen und beten, daß der liebe Gott sie behüten soll, daß sie nicht auch so werden!

Und dann die Diebstähle! — Wie sie in Altona dem

\*) Herr Hackeberg meint die „Duplizität der Ereignisse“.



Herrn aus der Hanfa und dem aus Indanah das Geld weggenommen haben, das ist doch ganz toll! Der Friß Rottmann hat mich aber geärgert mit der Hose! Wissen Sie, der Rottmann ist doch über 1 Meter 90 hoch, und ich habe man knapp das Soldatenmaß. Nu ist er gestern zu mir gekommen mit dem Otto Blandt, nachher kam noch der Gustav Ulrich, was unser neuer Schullehrer ist, und alle hatten ihre Frauen mit, sodas meine ordentlich Kaffee hat kochen müssen, und so 10 Flaschen Bier haben sie auch getrunken. Denn sagt der Rottmann zu mir: „Du, Karl,“ sagte er, „wenn ich nu bei dir übernachtete tu und denn kommen die Diebe!“ „Ne!“ sage ich, „das kannst du nicht, meine Betten sind nicht lang genug! Deine Beine hängen über!“ „Ach,“ sagt er, „das schadet nichts, das geht mir manchmal so. Wenn ich in Blumenau übernachtete, mach ich immer einen Knoten mit die Beine, damit ich im Bett Platz habe.“ „Nein,“ sagte er, „aber wenn mir der Dieb meine Hose nimmt, und ich muß deine anziehen! Wie sehe ich denn aus!“ Denn haben sie sehr gelacht, und denn ist doch der Kerl nach einer Weile heimlich reingegangen in meine Schlafstube und hat sich meine Sonntagshose angezogen! Die war bei ihm bis ans Knie, und unten guckten die Unterhosen vor mit ihren Bändern, aber um den Bauch war sie zu weit. Da hat er beide Fäuste reingesteckt. Na, ich habe geschimpft, und er hat Parademarsch gemacht, und die andern haben Tränen gelacht! Das ist doch eine Gemeinheit, nicht wahr? Wenn sie den Dieb kriegen, dafür muß er auch noch bestraft werden!

Der neue Schullehrer läßt Sie übrigens fragen, ob er seine Meinung schreiben darf zu Ihrem Artikel „Gibt es einen Gott?“ Ich habe ihm gesagt „man zu! Der freut sich, weil er dann weiß, daß einer über den Artikel nachgedacht hat!“

Das habe ich alles an Sie geschrieben, da habe ich von dem armen Hadländer gelesen, den einer beim Fußballspiel so häßlich getreten hat. Ob der wohl wieder heil wird? Das wäre aber doch dem Herrn Doktor sein Meisterstück! Meinen Jüngsten, wo doch einen Fußball zu Weihnachten bekommen hat, habe ich gleich ermahnt, daß er aber nicht andere mit dem Fuß treten darf, und wenn einer das tut, dann soll er nicht mitspielen. Da sagt er: „So einen verhaue wir, Vater!“ Na, der kann ja gut werden!

Nun ist's aber genug!

Herzlich grüßt Sie

Ihr getreuer

Karl Hadeberg.

## • Für den Familientisch. •

### Brüder.

Von Wilhelm Arminius.

(Fortsetzung.)

Sie wechselten einen raschen Blick.

„Hat er's selbst gesagt?“ fragten die Augen.

Das Mädchen nickte.

„Du führst mich nicht an? Er will mich wirklich haben?“ fragten sie weiter.

„Ne wartet off dich, ju och!“

Der Bursche wickelte langsam das Tuch vom Naps. „Dau häst'n verzählt von minn Arbeit hier, und daß ich —?“

Sie nickte eifrig. „Ne weiß. Ne hat dich gehört, aber ä sagt, äbbes würdest noch müssen dazu lern. Nu sieh auch, wann de net mehr so schwer bruchst zu arbeit, wie flink würdest da gehn.“

„Lern? Ich soll lern?“ — Er lachte kurz auf, und starke Empörung stand auf seinem Gesicht.

Lieschen sah das nicht, sie hatte andere Gedanken.

„Äbbes häst doch gewiß noch nötig. Aber, das bruchst net bis Bartholmä, da bist de Beste in 'r Kapell und kriegst ä Geld und — und —“ sie scharrte mit der Spitze des Fußes das Geröll auf dem Boden zusammen — „und kannst auch an ä Braut denken —“

\*\*) Richtig! Die Schriftleitung.

Von unten auf gingen Bigghens Blicke zu ihrem Gesicht. Fast lauernd. Er betrachtete sie so eine ganze Weile, eindringlich, neugierig, er hatte sie ja so auch noch nie gesehen, so vor verhaltener Erregung fahl!

Endlich verzog er den Mund. „Ne ist din Vaterschbrodder, Hällerch?“

Mit einem hastigen Kopfschütteln blinnte die Angeredete zu ihm hin. Ihre Augenlider gingen mehrmals schnell auf und nieder. Was für ein Ton war das bei Bigghens Frage! — Ihr Herz pochte hörbar, und sie suchte nach Worten.

Aber die Antwort wurde ihr abgenommen. Eben trat Welm in die Hütte. Sein großer Körper machte ungleiche Bewegungen, und er tropfte von Schweiß. Er hatte den Steinblock, der ihm nicht gehorchen wollte, zwingen müssen, und er hatte dabei seine Kraft wiedergefunden.

„I dau hundert böß Strümpf!“ fluchte er, „da hätt ich bald — da wär ich ju woll bald —“ aber er sprach nicht aus, was er meinte, und warf unsichere, beobachtende Blicke auf die beiden. Die sahen ihn gar nicht an. So langte er denn schweigend seinen Naps vom Gestell, tat sich Essen auf und fing gleich dem anderen an zu löffeln. Ein Gespräch wollte nicht in Gang kommen.

's Bigghen war der erste, der aufstand. Und ehe Welm mit Räuspfern und Schmeuzen fertig wurde und zu seiner ihm auf dem Herzen liegenden Frage kam, hatte auch Lieschen schon das Geschirr zusammengepackt und den Schuppen verlassen.

In der Mühle war das Bigghen noch nicht wieder zu erblicken, das Mädchen sah sich vergebens die Augen nach ihm aus, und sie mochte nicht gern so ohne Antwort auf ihren Vorschlag gehen. Sie zog ihre weißwollenen Schuhsoden ungeniert bis zum Knie hoch, hatte am Kopftuch lange zu knüpfen und rief dem in den Türrahmen tretenden Welm laut zu, wie „grüßlich arg“ die Hitze heut war. Bei alledem aber schielte sie nach rechts — nach links —

Endlich stieg sie langsam den Fußpfad neben der Felswand empor und tauchte mit ihrer breiten Gestalt in die wogenden Halme des Kornfeldes.

Als sich Welm von ihrem Anblick losriß, stand 's Bigghen neben dem Schimmel und klopfte ihm den Hals. Sein Gesichtsausdruck war nicht zu erkennen. „Flüssig sein, Jakobchen!“ rief er dem Tiere zu, trieb es an und griff zur Schaufel.

Bald ging es drinnen wieder trab — trarab — immerzu, immerzu. Und in der Brennhütte füllte sich das Ofenloch mit grauen Gipsblöcken.

Draußen hatte die müde Stunde ihr Herrscheramt angetreten, die Sonne wirkte sengend. Ueber der Steinwand zitterte die Luft, das Gesträuch nur wie verschleiert erkennen. Grüne Eidechsenleiber lagerten sich lautlos auf den glühenden Steinen. Große glänzende Fliegen standen wie Silberpunkte. Aus der Ferne gleißte

— das war der Fels auf dem Wachs-

— lebendig nichts als die Grillen mit

— ihren Gesang. Und drinnen in der

— trarab Stunde um Stunde, und ab

— auf einmal lauter.

— die Schatten sichtbar.

— de mit dem trüben Wasser im

— s Borland des Bruches. Wie

— gelangten, rührte es sich auf

— , und der Besitzer der Gips-

Die — war eine nachlässige, Welm

brüllte er — inelte, als er bemerkte, daß der

Brand im Ofen — gehäuft Arbeit am Abend zur

rechten Zeit beginn — te. Das hatte er nicht erwartet.

Aber der Wilhelm — , das war auch ein Arbeiter.

Er zahlte dem — den Wochenlohn aus und legte

zwei Mark zu. „Und hier, für den Handlanger!“ Ein kleines Häuflein, vorwiegend aus Nidelsstücken bestehend, wurde

auf einem Pfosten abgesondert.

„Also, Sie machen Ueberstunden?“

„Ju, ju. Hätt abend soll ä brenn.“

Da nickte ihm der Herr vertraulich zu und ging.

Sobald sein Kopf nicht mehr im Grün zu sehn, warf Bigghen, der in der Nähe gelauert hatte, die Schaufel hin und strängte hastig das Pferd ab. Dann trat er scheinbar gleichgültig und erst noch zwei größere Steine mit dem Fuße aus dem Weg stoßend zu seinem Bruder.

„Is wer dagewast?“



„Dr Härr.“

„Dr Härr. — Häst diim Lohn?“

„Da is diim.“

Der Angeredete folgte der Richtung des Fingers und warf einen abschätzenden Blick auf die Münzen.

„Das fällt is wahr, viel is net.“

„Was de verdienst häst.“

Vigchen wurde völlig bleich bei den Worten. „Ich fun ju nüscht ärbett, gäll? — Net in 'r Mühle, net als Sälbat — alle Welt sagt's — und wahr is auch, wärzig wahr!“ Er wollte bei seinem eigenen Spott auflachen, aber es gelang ihm nicht. In dem Blick, mit dem er seinen Lohn umfakte, schwelte mehr als heißer Mergel, loderte die ganze Pein eines Menschen, der sich verkannt sah und verachtet, der sich dagegen sträubte und doch selbst nicht sicher seiner Kraft war, der nur die Sehnsucht nach einer Aenderung fühlte, die große unennbare Sehnsucht, die ihm die Brust zermühlte.

Und plötzlich überwältigte der Trotz diese Sehnsucht, und er ballte die Fäuste. „Dau, dau!“ schrie er dem Gelde zu, spie darauf, und unter seinem Tritte brach der morsche Pfofen zusammen, daß die Nidelstücke in weitem Bogen ins Gras flogen.

Und ehe Welm noch die Tat begreifen konnte, lag der Täter schon daneben am Boden, griff krampfhaft in die Grasbüschel, zitterte am ganzen Leib und schrie: „Ich halt's net uis! 's bringt mich um! Welm, mi Welm, ich halt's net uis!“ Dabei trugen die Augen einen Ausdruck, als ob sie in einen bodenlosen Abgrund blickten, und vom Schluchzen zuckte der Körper hart wie im Krampfe.

Das Gezirpe der Grillen stockte einen Augenblick, es wurde ganz still. Dann setzte es mit erneuter Kraft ein.

Welm ließ die Schultern hängen und warf einen hilflosen Blick um sich her — da sah ihn alles ringsum so sonderbar fremd an, und er starrte überrascht und fassungslos ins Leere.

Im Westen färbte sich der Himmel schon ein wenig, die Wiesen begannen einen herben Duft auszuströmen, und auf die grünen Hügel senkte es sich wie die Schatten zweier großen fernen Fittiche.

Das konnte nicht alle Abend so gewesen sein, so ans Herz greifend —

Dem starken Burschen wurde zumute, als höbe ihn etwas vom Boden auf — er griff mit den Armen in die Luft, er fühlte sich haltlos.

Vigchens Ausbruch war daran schuld. Er hatte nicht viele Menschen in dieser großen, weiten, die ihm nahe standen. Und der dort lag und in Se. stöhnte, war doch auch ein Sohn seines Vaters, war h übergeben worden, damit er über ihn, den soviel Wie Behnhard immer ein schwächliches Kind er noch jetzt zu schwerer Arbeit nicht zu g die vielen freien Stunden, die er Zeit sei hatte, daher auch das Bewegliche, Spüre das ihm den Beinamen verschafft hatte.

Dieser Name hatte Welm oft gefallen darin gesehen, den die Le. nommen; aber die leise Geringschätz. Worte lag, war ihm ebenso wenig e. Tungen so bei der Arbeit zusamme. mer doch wieder er es gewesen, de. gewiesen, diese Arbeit mit einem fröh. zu vertauschen — bis vor kurzem, bis zu j. das Vieschen —

Er zuckte zusammen. Was war das, nem In. nern bei diesem Gedanken so bohrt? — Mädchen mehr nach dem stets lustigen Vigilanten gese. nach ihm, dem Schwerfälligen, Ernst — hatte er dar. in seinen Bruder die letzte Zeit so streng behandelt? — Und war er in diesem Gefühl des Neides ungerecht gewesen?

Als diese Frage voll Vorwurf nagte und nagte, wurde der große Mensch unbehilflich wie ein Kind. Er suchte nach den herabgefallenen Münzen, fand sie aber mit seinen ebenfalls feuchtverschleierte Augen nicht; dann setzte er sich neben Vigchen und streichelte ihn ganz lind, ganz weich. Endlich stotterte er zurecht, daß er seinen Lohn ja nicht ganz behalten würde, sondern ihn teilen wollte, teilen mit ihm wie früher.

Als das Zureden nicht half, erhob er sich und grub aus einem Versted in der Erde am Schuppenpfosten einen alten Lederbeutel mit Geld. Diesen hielt er seinem Bruder vor die

Augen. „Sieh auch, Vigchen, und wenn dau amal abbes bruchst — ich hun ju — hier, sieh auch, ich hun Gald —“ und er streichelte seinen in langen Jahren sauer erworbenen und gehegten Schatz.

Dann wurde er plötzlich still. Er dachte an etwas. Dachte daran, was er sich beim Sammeln dieser Summe immer insgeheim ausgemalt hatte: wozu er dies Geld einmal verwenden könnte! Und da schluckte er und schluckte, und endlich, da das Vigchen sich noch immer nicht beruhigte, sagte er — sehr langsam zwar, aber tapfer, ohne aus der Haltung zu kommen: „Daß doch sein, Vigchen, dau willst net in 'r Mühle bleiben, gäll? — Vieschen hat me 's gesagt. Dau läst ju auch ze Hällersch in de Kapell gehn, ich wärsch 'm Härren sagen, ä gibt dich fri, und 's Vieschen wird ju woll off dich warten — würd ju woll warten —“

Aber er war noch nicht zu Ende gekommen, da richtete sich der andere im Nu hoch, daß der Haarbüsch flog, packte seines Bruders Arm mit beiden Fäusten und schrie ihn an: „In de Kapell? Was fall ich in der Kapell?! — Dau, sieh auch, das tußt de mir widder zum Schwur! Einschnür' häst mich wollen mi Leben lang, und nu, wo ich frei si kann, soll ich zu Hällersch, soll in 'r Stubben siz und lern wie ä Schulkind! Aber ich will net, hür auch, ich will net, und wenn mich der Böse kriegt!“ — Und er sah so wild darein, als wäre er genötigt, sein Leben gegen die ganze Welt zu verteidigen.

Welm starrte ihn erst mit großen Augen an. „Jong, nä, nä och! Mach och net so änn Gewäwel! Und die Augen, was sinn se schlömm zu sehn!“ sprach er, während ihn ein Gefühl marterte, als würde ihm ein Messer im Leibe herumgedreht. „Ich dring' ju net drauf! Wenn dau net zu Hällersch willst, und wenn dau net willst in 'r Mühle bli, ich versteif mich ju net — mir is ju rächt, ganz rächt.“

Schwerfällig richtete er sich empor, ging zum Pfofen und warf den Beutel achtlos wieder in das Versted. Dabei aber mußte er tasten und sich halten, so zeigte sich seine innere Schwäche plötzlich auch äußerlich.

's Vigchen sah das nicht, aber sein Blick war dem Bruder mechanisch gefolgt. Jetzt erfaßte er plötzlich dessen Tun, seine Augen sahen den gefüllten Beutel gerade noch verschwinden, sie erwachten aus ihrer Starre, und eine eigene Flamme loderte darin auf.

Als sich Welm herumdrehte und beim Herantreten noch bebend wieder begann: „Mir is ju rächt — — awwer nu sag me auch —“ da sah er einen Augenblick wie tief versunken, einen kurzen Augenblick.

Er wußte nicht, daß in diesem Augenblicke sich sein Leben entschied! Ein heller Jubelschrei vom Hügel her traf sein Ohr. Er nahm den Schrei als Zeichen, sprang plötzlich auf, schob das Haar mit beiden Händen zurück und lachte den an, mit einem häßlichen, gemachten Lachen, — faßte an, tanzte mit ihm herum und schrie:

„Dau alter Jong, geh och! Was dau nur schwächt! M' Schnurren, all' Wind! Gib me mi Gald und komm mit in de Schänk! Im Untergarten würd hütt die Maian geköpft, das gibt ä Gewälchen mit de Mädchen!“ und er schied dem Rufer auf dem Hügel einen noch helleren und künstlicheren Jodler zurück.

Da war der schwerfällige Welm überwunden. Statt der Nidelstücke zählte er ein paar blühende Markstücke in die offene Hand Vigchens. Und dieser warf sich dem Geber dafür an den Hals, mit einer weichen Bewegung, wie's eben nur das Vigchen konnte, sprang zum Schuppen, stülpte den Hut auf, warf den Rod fed auf eine Ahsel und war mit ein paar Sähen bei den Burschen, die eben auf der Höhe sichtbar wurden. In seiner Hand klapperte die Fiedel und bligte die Trompete, und noch mehrere Minuten lang drangen seine Nach-töne, sein Pfeifen und Jodeln durch den Abend in den Grund hinunter.

Dann wurde alles still, so still auch um Welm.

Im Grunde steht der große Mensch regungslos, streicht sich die Stirn, schüttelt den Kopf und blickt noch immer nach der Stelle, wo der Abgehende eben verschwunden ist. Was ist das nur gewesen? Was nur? grübelt er, und erst das Wiehern des Pferdes, das sein Abendfutter verlangt, bringt ihn von der Stelle —

(Fortsetzung folgt.)



Timbó. Die kirchliche Statistik des Jahres 1921 lautet: Taufen 216 (im Vorjahre 188), Konfirmanden 137 (im Vorjahre 169), Trauungen 26 (im Vorjahre 63), Beerdigungen 31 (im Vorjahre 30), Kommunikanten 1218 (im Vorjahre 1554).

### An unsere Leser.

Es wird herzlich gebeten, den Jahresbetrag von 1\$500 an die Herren Verteiler des Christenboten zu bezahlen. Die Herren Verteiler bitte ich dringend um Abführung der Bezugsgelder an mich. Der Schriftleiter.

### Schwabenspende.

Verkauf von Künstlerkarten durch: Gebhard Bauer, Hammonia, 110 Stück, 55 \$; W. Fredel und Rinder, Sellin, 50 Stück, 25 \$; Lehrer H. Sporrer, Neuberlin, 31 Stück, 15\$500; zusammen 95\$500.

Verkauf von deutschen Gedenkblättern durch: Mwine Liefte, 14 Stück, 14 \$; Dr. Aldinger, 32 Stück, 32 \$; zusammen 46\$000.

Direkte Gaben von: Dr. Bergsma 10 \$, Frau Edwigs Buchwald-Stein 5 \$, E. Currlin, Blumenau 5 \$; zus. 20 \$. Gesamtbetrag bis 29 Januar 1922: 161\$500.

Ich bitte die weiteren Sammler abzuschließen und die Beträge, sowie übrige Karten und Blätter an mich bezw. Herrn G. N. Koehler, Blumenau, abzuliefern.

Allen Gebern und Sammlern herzlichen Dank!

Dr. Aldinger.

### Piebesgaben.

Timbó. Für das Diakonissen-Mutterhaus Wittenberg gingen an Kollekten ein: aus Carijos 15 \$, Obermulde 8 \$, Cedro alto 4 \$, zusammen 27\$000.

Herzlichen Dank.

Pfarrer Hohlfeld.

Benedicto Novo. Am Tage der Einsegnung (22. Januar) brachten die Konfirmanden eine Gabe von 25 \$, die zur Fertigstellung der Kirche verwendet werden soll.

Für die Notleidenden in Deutschland. Frau N. He., Cedro, 15\$000.

### Kirchennachrichten.

#### Evang. Gemeinde Blumenau.

Sonntag, 5. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Itoupava Norte; 8 Uhr abends, in Blumenau.  
Sonntag, 12. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau.  
Sonntag, 19. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Belchior; 2 Uhr nachm., Gottesd. im Bahú.  
Sonntag, 26. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Rußland; 8 Uhr abends Gottesd. in Blumenau.  
Sonntag, 5. März, 9 Uhr vorm., Gottesd. mit Beichte und Abendm. in der Velha; 8 Uhr abends, Gottesd. in Blumenau.  
Sonntag, 12. März, 9 Uhr vorm., Gottesd. mit Beichte und Abendmahl in der Garcia.  
Sonntag, 19. März, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau. Danach Jahresversammlung der Delegierten.  
Sonntag, 26. März, 9 Uhr vorm., Gottesd. mit Beichte und Abendmahl in Gaspar; 8 Uhr abends, Gottesdienst in Blumenau.  
Sonntag, 2. April, 9½ Uhr vorm., Gottesd. mit Beichte und Abendm. in Itoupava norte.  
Freitag, 7. April, 3 Uhr nachm., Prüfung der Konfirmanden.  
Palmsonntag, 9. April, 9½ Uhr vorm., Einsegnung in Blumenau; danach Beichte und Abendmahl.  
Gründonnerstag, 12. April, 7½ Uhr abends, Gottesd. mit Beichte und Abendmahl in Blumenau.  
Karfreitag, 13. April, 9½ Uhr vorm., Gottesd. mit Beichte und Abendmahl in Blumenau.  
Osterfest, 16. April, 9½ Uhr vorm., Gottesd. in der Velha; 2 Uhr nachm., Taufen in Blumenau.

Ostermontag, 17. April 9½ Uhr vorm., Gottesd. mit Beichte und Abendmahl in der Garcia.

An jedem Montag in Blumenau, Mittwochs in Itoupa, Donnerstags bei Ehrhardt in der Velha, Freitags in Itoupava norte, findet nachm. von 3 bis 4 Religionsstunde statt. Pfarrer Neumann.

#### Evang. Gemeinde Itoupava.

Sonntag, 5. Febr., 9½ Uhr vorm., Gottesd. u. heil. Abendm. im 13. Mai; 4 Uhr nachm., Gottesd. und heil. Abendm. in Brago do Sul.

Sonntag, 12. Febr., Gottesd. in Itoupava.

Sonntag, 19. Febr., Gottesd. in Itoupava Rega.

Sonntag, 26. Febr., Gottesd. in der Telegraphenlinie.

Sonntag, 5. März, Gottesd. in Jacú assu.

Die Gottesdienste beginnen um 9½ Uhr.

Pfarrer Dias.

#### Bereinigte Evang. Gemeinde Badenfurt.

Sonntag, 12. Febr., 3½ Uhr nachm., Gottesd. in Itoupava-zinha (Pfarrer Dias).

Pfarrer Kessel.

#### Evang. Gemeinde Bommerode.

Sonntag, 5. Febr., Gottesd. in Bommerode.

Sonntag, 12. Febr., Gottesd. in Ober-Rega.

Sonntag, 19. Febr., Gottesd. in Testo Central.

Sonntag, 26. Febr., Gottesd. in Benjamin Constant.

Sonntag, 5. März, Gottesd. in Bommerode.

Sonntag, 12. März, Gottesd. in Rio Serro.

Pfarrer Lange.

#### Evang. Gemeinde Timbó.

Sonntag, 12. Febr., Gottesd. in Rio Abda.

Sonntag, 15. Febr., 9 Uhr vorm., Generalversammlung der Delegierten der Pfarrgemeinde in Timbó.

Sonntag, 19. Febr., Gottesd. und heil. Abendm. in Freiheitsbach.

Sonntag, 26. Febr., Gottesd. in Timbó.

Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr vormittags.

Pfarrer Hohlfeld.

#### Evang. Gemeinde Hammonia.

Sonntag, 12. Febr., ½10 Uhr vorm., Erntedankfest in Sellin; 8 Uhr abends, Bibelstunde in Hammonia.

Sonntag, 19. Febr., ½10 Uhr vorm., Erntedankfest in Krauel;

Sonntag, 26. Febr., ½10 Uhr vorm., Schuleinweihung und Gottesd. in Tufanbach.

Freitag, 3. März, 8 Uhr vorm., Passionsgottesd. in Neustettin.

Sonntag, 5. März, 10 Uhr vorm., Gottesd. in Canellabach.

Montag, 6. März, 8 Uhr vorm., Passionsgottesdienst in Itaqu.

Mittwoch, 8. März, 8 Uhr vorm., Passionsgottesdienst in

Itoupava, ½10 Uhr vorm., Erntedankfest in

Pastor Grimm.

#### Gemeinde Bella Alliança.

Sonntag, 5. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Rio Batalha.

Sonntag, 12. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Südam.

Sonntag, 19. Febr., 9 Uhr vorm., Konfirmation und heil.

Sonntag, 26. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Bombas.

Sonntag, 5. März, 9 Uhr vorm., Gottesd. im Matador.

Sonntag, 12. März, 9 Uhr vorm., Gottesd. am Mosquito;

Sonntag, 19. März, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Brago do Trombudo.

Sonntag, 26. März, 9 Uhr vorm., Gottesd. am Lago.

Pfarrer Hahn.

#### Evang. Gemeinde Brusque.

Sonntag, 5. Febr., Gottesd. in Brusque; danach Aufnahmeprüfung der Konfirmanden.

Sonntag, 12. Febr., Gottesd. in Brusque; danach Kinder-gottesd.

Sonntag, 26. Febr., Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 5. März, Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 12. März, Gottesd. in Brusque.

Pfarrer Ratsch.

#### Evang. Gemeinde Itajahy.

Sonntag, 19. Febr., Gottesd. in Itajahy.

Pfarrer Ratsch.